



dot  
books

BEATE RYGIERT

# Die Fälscherin

ROMAN

Paravents notdürftig voneinander abgetrennt, eine winzige Spur von Intimität, auch damals wurde das Licht gelöscht zu einer bestimmten Stunde, aber dort war es doch unser freier Wille, jede kam und ging, wie sie es wollte, jedenfalls des Tags, und keusch waren wir alle mehr oder weniger, und die süße Sehnsucht nach weniger Keuschheit, die Erwartung der Liebe, der körperlichen Freuden, die wilden Phantasien, all das stand jeden Abend deutlich im Raum, auch wenn sie noch eine Weile miteinander kicherten, sich neckten, das Nachthemd versteckten, zueinander ins Bettchen schlüpfen, um sich zu kitzeln, bis sie schrien, so waren das alles Rituale des Wartens, getragen von dieser Wolke der Sinnlichkeit, diesem Duft der Lust, und der alte Haudegen, die Guardiamenor, tat gut daran, Fenster und Türen fest zu verschließen, auch wenn es kein wirkliches Hindernis darstellte – die, die unbedingt wollten, die fanden einen Weg zu ihren Liebsten, anders als hier, wo die Brunft mit ihrem bitteren Geruch über allen Gängen hängt, aber nicht die kleinste Hoffnung auf eine Erfüllung. Hier sind es die grausamen Rituale des Hasses und der Verzweiflung, die Hoffnung mag auch hier in den Ecken kauern, die Hoffnung zählt an den Fingern ab: Jahre, Monate – wie lange?, lautet hier die alles bestimmende Frage. Zwei Jahre. Oder drei. Und Marie, die unter mir liegt und schnarcht? Vier Jahre sechs Monate. Wie lange ist das? Eintausendsechshundertzwanzig Tage. Achtundreißigtausendachthundertachtzig Stunden. Zweimillionendreihundertzweiunddreißigtausendachthundert Minuten. Und gegen die Zeiger der Uhr geht sie in Revision, damit sie ihr ein kleineres Stückchen abschneiden vom Zeitkuchen, einen Happen, den sie glaubt, verdauen zu können. Und so ist die Hoffnung hier Zwillingsschwester der Verzweiflung, die Zeit erwarten müssen, die Zeit zur Gegnerin haben, endlose Minuten in den schlaflosen Nächten, unterbrochen von schweren Träumen, und wenn du hochschreckst, sind gerade einmal zehn Minuten vergangen. Es ist stickig in dieser Zelle. Ich bekomme keine Luft. Marguerite spürt wieder die Panik in sich aufsteigen. Ich setze mich auf mit einem Ruck, fühle die Zimmerdecke kurz über mir. Das Fenster. Ich muss das Fenster öffnen! Ich strecke mich: An zwei Seiten erreiche ich Wand und oben die Decke, aber das Fenster, gerade mal ein halber Meter fehlt zwischen meiner ausgestreckten Hand und dem Griff, es nützt nichts, mich weiter aus dem Bett zu lehnen, ich habe es sicherlich schon hundertmal versucht. Also runter vom Bett, das Metallgestell schwankt und ächzt, ich lasse die Beine vorsichtig hinab, die Zehen suchen nach Halt, nur nicht auf Marie treten, und da plumpse ich sacht auf den Fußboden, jetzt den Stuhl unters Fenster, was machst du denn schon wieder, höre ich Maries schlaftrunkene, knurrende Stimme, gib doch Ruhe, und mit einem Scheppern und Quietschen der Metallfedern wirft sie sich herum und verfällt wieder in dieses Schnorcheln und Prusten, das mir den Schlaf raubt. Ich klettere auf den Stuhl, öffne leise das Fenster, bist du verrückt, würde Marie protestieren, willst du mich umbringen, aber ich hebe das Gesicht und spüre die kühle Nachtluft und atme tief ein und aus und ein und aus, und Marguerite entspannt sich, einundausundeinundaus, eine Weile stehe ich dort auf dem Stuhl, sehe ein, zwei Sterne, ein Flugzeug blinkt und zwinkert mir mit seinen roten Augen zu, ehe es in die Freiheit verschwindet, ich höre das unbestimmte Rauschen von Verkehr, ein paar Stimmen von ferne, ein Lachen, das von weit her zu mir herübertropft und verstummt, das Summen eines Generators ... Und jetzt nehme ich den Untergrund wahr, die

Imprimatura der Nacht, den bebenden Gesang von Grillen, es ist Sommer, ja, Frühsommer, draußen blüht jetzt wohl der Ginster, und als meine Zehen zu schmerzen beginnen, setze ich mich auf den Stuhl, den Kopf an die Mauer gelehnt, das Gesicht zum Fenster erhoben, und ich horche, erkunde die Nacht mit meinen Ohren, fühle ihren Atem, ihren Pulsschlag, die ewige Nacht, die Abwesenheit von Licht und von Farben, in die die Zeit ihre Linien malt, die Zeit, die vergeht, und die, die nicht vergeht, die, die wiederkehrt, und die, die erst noch sein wird.

Diese Momente sind die besten. Auch damals dieser Schock – er war ein Geschenk: Tagelang hielt er mich in dicke Watte gebettet und ich hinüber zu ihm, meiner einzigen wirklichen großen Liebe, damals wie heute und immer wird es so sein, niemals werde ich einen Menschen mehr lieben, als ich ihn geliebt habe, und die Stunden und Tage, die Wochen und Jahre, die ich mit ihm verlebt habe und immer wieder verlebe, in meinen Träumen, meinen Gedanken, die sind es wert, sie machen alles, alles wieder wett, und nichts währt ewig außer der Suche nach diesem ewigen Zustand des selbstvergessenen Glücks. Um mich der Arzt, die Schwester, die anderen Frauen in den weißen Betten, ich hab sie gesehen und doch nicht gesehen, wie der Rahmen zu einem Bild, wie der Vorhang zu einem Theaterstück, wie der unvermeidliche Werbeblock zwischen dem eigentlichen Film. Der Mann mit dem kurzen dunklen Vollbart und dem schwarzen Sakko, wo hatte ich ihn schon einmal gesehen, stand kurz in der Tür, ja, vielleicht stellte er mir auch eine Frage, ich kann mich nicht mehr erinnern.

Aber dann kamen die Schmerzen, und das war mehr als eine lästige Unterbrechung, sie kamen immer häufiger, verdrängten die Watte, die Brandwunden hatten sich entzündet und nässten, weit gespreizt die Beine, ein Drahtgestell unter der Decke, damit sie nicht auflag, das kleinste Gewicht war zu viel für meinen armen Schoß. Und ich dachte an Isabel, die auch so lag, bis das Dutzend Ärzte, das sich um ihr Bett versammelte, es mit vereinten Kräften geschafft hatte, sie unter die Erde zu bringen, ist sie nun schwanger oder ist sie es nicht, und was ist zu tun, damit sie endlich einen männlichen Erben gebiert, lasst sie doch in Ruhe, wollte ich schreien, wie sehr es mich immer empörte, dass es so gar nicht um sie ging, nein, auch die Königin hat ihre Pflichten, und zu der nobelsten gehört es, endlich das richtige Kind auf die Welt zu bringen, was zählen schon Töchter in einer Dynastie, die Frauen von der Thronfolge ausschließt, schaut euch doch England an, war doch der König selbst mit einer regierenden Monarchin verheiratet gewesen, ja, sagte Felipe trocken, sieh hin, und schau, was diese Frauen aus England gemacht haben, aber Isabel hat es nichts genützt, so jung und so ohne alle Vernunft vom Leben zu Tode gebracht, so elend lag sie da, als ich sie das letzte Mal sah, und jetzt lag ich hier, das Gerede der anderen Frauen, das Gelächter und Gestöhne, das Jammern und Fluchen, immer mehr rückte all dies in meine Welt herein, auch wenn ich meine Augen noch so fest schloss. Einmal glaubte ich, diese Frau an meinem Bett stehen zu sehen, scharfe, spitze Zähne in einem harten Mund, na, wie geht es der Fälscherin, glaubte ich zu hören, vergiss nicht: Ein Buchstabe fehlt.

Ich schrie und schlug um mich, aber als sie dann kamen, hatte sie niemand gesehen, die Erinnerung ist eine hämische Fratze, sie gaukelt dir Bilder vor und richtet dich damit zugrunde.

Bald kommst du hier raus, sagte mir die Schwester, und ein paar Tage freute ich mich, nach Hause, mein Atelier, meine Zuflucht und mein Hafen, aber dann begriff ich, was sie meinte, bald komme ich hier raus, aus der Krankenstation und zurück zu diesen höllischen Weibern.

Ich konnte es nicht glauben. All diese Gesichter, die sie mir entgegenhielten bei meiner Rückkehr, ohne sich zu schämen, ohne zu zucken, diese hier hatte mich festgehalten, und die da ..., und Marie, wo war eigentlich Marie gewesen, hat sich wohl verdrückt, jetzt schlug sie mir auf die Schulter, na, sagte sie, siehst gut aus, ein bisschen blass um die Nase, tja, das Faulenzen hat jetzt ein Ende, und dann lachten alle, meinten es freundschaftlich, könnte ich mir denken, nur die Kleine mit dem blonden Bubikopf, die war auch nicht dabei, keine Ahnung, wo sie war, und in ihren Augen sehe ich einen Moment lang so etwas wie Mitleid, aber das macht mich nur zornig, macht es fast noch schlimmer, und so gehen wir also zur Tagesordnung über, oder tun so – wie kann man denn das aushalten, frage ich mich immer wieder, bin ich denn schon so abgestumpft?

Aber Marguerite ist auf der Hut, Marguerite schläft nie, sie hält Wache, immer, und wenn sie auch kommen mitten in der Nacht, sie fährt auf, sie hat ihren Schrei, der mich schon einmal gerettet hat, gerettet, nein, das nicht, aber Hilfe hat er geholt, wer weiß, was sonst wohl noch geschehen wäre, und Marguerite ist es, die mich auch jetzt auffahren lässt, bin ich doch tatsächlich eingeschlummert, hier auf dem Stuhl, an die kalte Mauer gelehnt, und zittere vor Kälte, schleppe mich mühsam die zwei Schritte zum Bett, Marie furzt und stöhnt, als ich hinaufkletterte, gib doch Ruhe und mach das Fenster zu, hörst du, willst du mich umbringen, aber ich höre nicht, soll sie doch brabbeln, ich will nur noch schlafen, schlafen, bis Marguerite wieder hochfahren wird, aus einem Traum, einer Erinnerung, die Erinnerung ist es, die mich lebendig hält, könnte man doch nur aussuchen, was aufgenommen wird in ihr reichhaltiges Archiv, könnte ich doch aussortieren und hinzufügen, könnte ich mit ihrer Hilfe noch einmal hinübergleiten in diese Zeiten des Glücks, der Geborgenheit, damals, als ich völlig und vollkommen frei war, frei von Schrecken, von Angst, von jener Art von Bindungen, die ich nicht wollte, frei von allem, was mich quält ... Aber stimmt es denn wirklich, war ich jemals frei von alldem, war nicht bereits damals mein jetziges Schicksal angelegt, wie eine Vorzeichnung unter der Imprimatura, kaum zu sehen für die, die nichts wussten von ihr, aber immer schon da, bereit, hervortreten aus dem Grund und Gestalt anzunehmen, wenn ihre Zeit gekommen sein würde?

Ich weiß es nicht. Ich schlafe, verwoben zwischen Traumfäden und Visionen von Bildern, die ich noch malen muss, umgeben von meinen Farben, leuchtend und matt, lasierend und opak, Marguerite schläft nicht, sie hält Wache, singt ihr Lied,

*Ich sag mich von der Tugend los*

*für alle Zeit:*

*Viel freier schlägt mein Herz danach*

*und froher auch ...*

Sie singt, viel zu lange habe ich ihre Stimme nur zum Schrei erhoben gehört, jetzt sehe ich sie im Traum wieder vor den Menschenmengen stehen, ihr Tambouret in der Hand:

*Der Dienst der Tugend ist zu hart,  
das weiß ich wohl.*

*Ich hatte ihr mein Herz geweiht,  
ohne Rückhalt mehr für mich  
gehört' ich ihr mit Haut und Haar,  
ausgeliefert ganz und gar.  
So wurde ich zur Tugend-Sklavin,  
jetzt bin ich befreit.*

*Mein ganzes Herz, das gab ich ihr,  
ich weiß es wohl:*

*Verwirrung war die ganze Zeit  
dann ihr Lohn.  
Ich litt dadurch wohl schwere Qual  
und harte Pein;  
ein Wunder ist's, dass ich entkam  
und lebe noch!*

*Jetzt ist's vorbei und einerlei:*

*Von ihr bin ich befreit.  
Ich dank dem Herrn im Himmel hoch;  
was für ein guter Tag!  
Ich kam aus dem Gefängnis frei,  
dort litt ich große Not.  
So frei war ich mein Lebtage nie  
wie jetzt, getrennt von ihr,  
du Tugend-Kerker: Lebe wohl!  
In Frieden leb ich nun.*

Und sie singt und singt, Sofonisba liegt in den Armen ihres Liebsten, die Wellen schaukeln die beiden, und in diesen wenigen Minuten des Vergessens schweigt auch die Erinnerung, ja, manchmal ist die Erinnerung eine große Schweigerin, und so geht diese Nacht dahin, wie viele vor ihr und viele nach ihr, die Gedanken und Stürme und das Erinnern und Leiden wird wieder erwachen, aber jetzt ist das Dasein eine rohe, jungfräuliche Leinwand, noch nicht geleinert, noch nicht grundiert, kein Kohlestift hat sie berührt, sie ahnt noch nichts von einer Imprimatura, geschweige denn von irgendwelchen Farben, wie die Segel im Wind der Esperanza, ohne Zeichen, ohne Geschichte.

## Zum Bleichen des Öls

*gebe man in eine Glasflasche ein Pfund reines und klares Leinöl, füge dazu drei Unzen vom stärksten Branntwein und zwei Unzen Lavendel-Samen, stelle es klar und rein; man gießt es dann zum Gebrauch in ein anderes Glas. Dieses Öl dient zu weißen und blauen Farben sowie für das Inkarnat, die Farbe des Fleisches.*

Es gibt Menschen, die leben verschiedene Leben, eines nach dem anderen. Fein säuberlich voneinander getrennt. Suse zum Beispiel, sie war meine Freundin, aber heute gibt es Suse nicht mehr. Wenn, dann existiert Suse noch in meiner Erinnerung, heute gibt es Miriam Gräfin von Adelsberg, und niemand spricht mehr davon, dass sie einst eine geborene Birnbock war, in der Schule die Aufsätze von mir abschrieb und bis ins dreizehnte Lebensjahr mit den Jungen um die Wette im Stehen pinkelte, wobei sie ihre Hose bis auf die Knöchel herunterfallen ließ und mit der Methode jedes Mal gewann, da die Jungenpimmel groß und steif wurden und jeder Strahl versiegte, bis sie von ihrem Vater vor aller Augen den nackten Hintern versohlt bekam. Im Wald sammelten wir Fliegenpilze und aßen sie vor der Schulandacht, wo wir mit den Engeln im Kirchenschiff herumflogen und dem Pfarrer auf die Glatze spuckten.

Aber eines Tages war diese Ära für Suse so gänzlich zünde, dass sie sich einen neuen Namen zulegte, an die Kunstakademie ging, obwohl sie nicht wusste, wie herum man einen Pinsel hält, und glaubte, die Ölfarben würden aus bunten Früchten gepresst, die auf exotischen Bäumen wuchsen.

Das war ihr zweites Leben. Sie besuchte nur noch selten ihre Familie, kannte uns alte Freunde gerade noch von ferne, aber manchmal, da brachen die alten Gewohnheiten durch, erzähl mir eine Geschichte, bat sie dann, aber diese Rückfälle in ihr Birnbockleben wurden immer seltener und blieben schließlich aus. Birnbockmäßig war sie ganz und gar geheilt.

Sie nannte sich fortan Miriam de Santos, kleidete sich von Kopf bis Fuß in schwarzes Leinen und beschoss große Leinwände mit Farbbeuteln aus Gewehren. Als sie öffentlich Kotpatronen auf das Reiterdenkmal feuerte, stand ihr Name fett in den Schlagzeilen. Von da an gehörte sie zur Szene, und eine Saison lang war sie die Göttin der Bohème.

Dann lernte sie Mackeldam kennen. Er war Arzt, von einem unergründlichen, diffusen Reichtum, zwanzig Jahre älter als sie. Er besaß eine geräumige Villa mit Ausblick über die gesamte Stadt und einem verwilderten Park. Dahinein baute er ihr ein Atelier mit allen Schikanen, aber als Miriam schwanger wurde, rührte sie ihre Farbgewehre nicht mehr an. Zwillingen schenkte sie das Leben, einem Mädchen und einem Jungen, schön wie Sonne